

Bill O'Reilly
mit **Martin Dugard**
Killing Kennedy
Das Ende des amerikanischen Traums

Aus dem Amerikanischen von
Maria Zybak und Bernhard Jendricke

Droemer

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Killing Kennedy« bei Henry Holt and Company, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© Bill O'Reilly und Martin Dugard
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2013 Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Sophie Boysen
Die Übersetzer Bernhard Jendricke und Maria Zybak
gehören dem Kollektiv Druck-Reif an.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: John F. Kennedy Presidential Library / Associated Press
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-27612-9

*Dieses Buch ist meinen Vorfahren gewidmet,
den Kennedys in Yonkers, New York.
Es waren fleißige, großzügige und
aufrichtige Menschen.*

Vorbemerkung

22. November 1963

Mineola, New York

Gegen 14 Uhr

Die Neuntklässler im Religionsunterricht der Brother Carmine Diodati Highschool sahen sich erschrocken an. Über den knisternden Lautsprecher wurde ein Radiobericht ins Klassenzimmer übertragen. Präsident John F. Kennedy sei in Dallas, Texas, angeschossen und ins Krankenhaus gebracht worden. Kurze Zeit später erfuhren wir, dass er tot war. Keiner wusste, was er sagen sollte.

Die meisten vor 1953 geborenen Amerikaner wissen genau, wo sie waren, als sie die Nachricht vom Attentat auf John F. Kennedy hörten. In den Tagen nach jenem schwarzen Freitag herrschten Trauer und Verwirrung. Warum war das geschehen? Wer hat den Präsidenten wirklich umgebracht? In was für einem Land leben wir überhaupt?

Die Ermordung Kennedys betraf mich in gewisser Weise persönlich. Meine Großmutter mütterlicherseits hieß mit Mädchennamen Winifred Kennedy, und meine irisch-katholische Familie fühlte sich dem jungen Präsidenten und dessen Familie tief verbunden. Es war, als wäre jemand bei mir zu Hause gewaltsam ums Leben gekommen. Wie die meisten Kinder auf Long Island kümmerte mich die Politik wenig. Aber ich kann mich noch gut an Bilder daheim bei meinen Verwandten erinnern, auf denen John F. Kennedy zu sehen ist. Für sie war er ein Heiliger. Für mich hingegen war er eine ferne Gestalt, ein Mensch, der auf schreckliche Weise starb und dessen Gehirn über den Kofferraumdeckel eines Wagens

spritzte. Das Bild, wie seine Frau Jacqueline nach hinten über den Rücksitz der Limousine kriecht, um den zerschmetterten Schädel des Präsidenten zu bergen, hat sich für immer in mein Gedächtnis eingebrannt.

Martin Dugard und mir war es eine große Freude, dass Millionen Menschen unser Buch *Killing Lincoln* so gut gefallen hat. Wir möchten Geschichte für jedermann verständlich machen und dem Leser auf eine ebenso unterhaltsame wie informative Weise zeigen, was genau geschehen ist und warum. Nachdem wir die letzten Tage Abraham Lincolns nachgezeichnet hatten, lag es nahe, uns mit John F. Kennedy zu beschäftigen.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, dass diese beiden Männer vieles gemeinsam hatten. Tatsächlich gibt es erstaunliche Parallelen:

- Lincoln wurde 1860 ins Präsidentenamt gewählt, Kennedy 1960.
- Beide wurden an einem Freitag ermordet, in Gegenwart ihrer Frauen.
- Ihre Nachfolger stammten beide aus dem Süden der USA, trugen beide den Namen Johnson und waren zuvor Senator gewesen.
- Andrew Johnson wurde 1808 geboren, Lyndon B. Johnson 1908.
- Lincoln wurde 1846, Kennedy 1946 ins Repräsentantenhaus gewählt.
- Beide Männer verloren während ihrer Amtszeit als Präsident eines ihrer Kinder.
- Der Mörder Booth verübte sein Attentat in einem Theater und floh in einen Lagerraum, während der Attentäter Oswald seine Schüsse von einem Lagerhaus aus abfeuerte und dann in ein Filmtheater floh.

Damals, im Jahr 1963, konnten wohl nur wenige Amerikaner erkennen, wie sehr die Ermordung John F. Kennedys das Land verändern würde. Mit diesem Buch möchten wir den Nebel lichten und die Fakten darlegen, auch wenn einige leider noch immer unbekannt sind. Martin Dugard und ich gehen deshalb in unserer Darstellung nur so weit, wie die Belege es zulassen. Wir sind keine Verschwörungstheoretiker, auch wenn wir zu dem, was unerforscht und widersprüchlich ist, die eine oder andere Frage aufwerfen.

Wir möchten jedoch betonen, dass dieses Buch sich auf Tatsachen stützt und Fakten enthält, die bisher noch nie veröffentlicht wurden.

Die Wahrheit über Präsident Kennedy ist manchmal schmeichelhaft und manchmal verstörend. Die Wahrheit, wie und warum er ermordet wurde, ist einfach entsetzlich. Aber alle Menschen sollten sie kennen.

Sie steht in diesem Buch. Es ist mir eine Ehre, sie Ihnen zu erzählen.

Bill O'Reilly
Mai 2012,
Long Island, New York



29. Mai 1917 – 22. November 1963

Prolog

20. Januar 1961

Washington, D. C.

12 Uhr 51

Der Mann, der keine drei Jahre mehr zu leben hat, legt seine Hand auf die Bibel.

Earl Warren, der Oberste Richter der Vereinigten Staaten, steht vor dem Präsidenten und spricht ihm den Amtseid vor. »Schwören Sie, John Fitzgerald Kennedy ...«

»Ich, John Fitzgerald Kennedy, schwöre ...«, wiederholt der neue Präsident in seinem ausgeprägten Bostoner Akzent mit breit gesprochenem »a« und verschliffenem »r«. Sein Blick ist auf Earl Warren gerichtet, dessen Name eines Tages dem Untersuchungsbericht über Kennedys Tod den Titel geben wird.

Der neue Präsident, aus einer wohlhabenden Familie stammend, drückt sich gewählt aus; man könnte meinen, dass das zwischen ihm und seinen Wählern Distanz schaffe. Aber er ist ein begeisternder, stattlicher Mann, dem es leichtfällt, die Herzen der Menschen zu erobern. Während des Wahlkampfes lästerte er ungeniert über den enormen Reichtum seines Vaters und entschärfte dieses polarisierende Thema mit Humor und Offenheit, so dass die Durchschnittsamerikaner ihm glaubten, wenn er davon sprach, aus den USA ein besseres Land machen zu wollen. »Arme Menschen in West Virginia hörten einen Mann aus Boston sagen, dass er ihre Hilfe brauche, und sie gaben sie ihm. Im hintersten Winkel von Nebraska erklärte er mit einer vertrauten hackenden Bewegung seiner rechten Hand, dass Amerika ›größ-aa‹ sein könne, und

die Farmer wussten, was er meinte«, beschrieb ein Journalist Kennedys enorme Anziehungskraft.

Aber nicht alle lieben John F. Kennedy. Er gewann die Wahlen mit einem hauchdünnen Vorsprung vor Richard Nixon und 49 Prozent der Wählerstimmen. Die besagten Farmer mögen gewusst haben, was Kennedy meinte, aber 62 Prozent der Einwohner Nebraskas stimmten für Nixon.

»Dass Sie das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten getreulich ausüben werden.«

»Dass ich das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten getreulich ausüben werde ...«

Achtzig Millionen US-Bürger verfolgen die Amtseinführung am Fernsehschirm. Weitere 20 000 sind selbst gekommen. In der Nacht zuvor sind in Washington, D. C., zwanzig Zentimeter feuchter Neuschnee gefallen. Die Armee musste Flammenwerfer einsetzen, um die Straßen frei zu räumen. Inzwischen scheint die Sonne auf das Kapitol, aber ein schneidender Wind lässt die Zuschauer zittern. Sie hüllen sich in Schlafsäcke, Decken, dicke Pullover, Wintermäntel – in alles, was warm hält.

John F. Kennedy jedoch ignoriert die Kälte. Er hat sogar seinen Mantel abgelegt. Mit seinen 43 Jahren strahlt er Furchtlosigkeit und Tatkraft aus. Dass er weder Mantel, Hut, Schal oder Handschuhe trägt, ist ein Trick, um sein sportliches Image zu pflegen. Er ist schlank und etwas mehr als einen Meter achtzig groß, hat graugrüne Augen, ein umwerfendes Lächeln und ist, dank eines erst kurz zurückliegenden Urlaubs auf dem Anwesen der Familie in Palm Beach, tief gebräunt. Doch obwohl John F. Kennedy äußerlich kerngesund aussieht, hat er eine schlimme Krankengeschichte hinter sich. Schon zweimal erhielt er die Sterbesakramente der römisch-katholischen Kirche. Seine gesundheitlichen Beschwerden werden ihm auch in den nächsten Jahren zu schaffen machen.

»Und die Verfassung der Vereinigten Staaten nach besten Kräften ...«

»Und die Verfassung der Vereinigten Staaten nach besten Kräften ...«

In dem Meer von Würdenträgern und Freunden um ihn herum sind ihm drei Menschen besonders wichtig. Der erste ist sein jüngerer Bruder Robert, den er, wenngleich nicht mit voller Überzeugung, zum Attorney General, zum Generalbundesanwalt und Justizminister in einer Person, machen möchte. Der Präsident schätzt ihn mehr für seine Aufrichtigkeit als Berater denn für seine juristische Kompetenz. Er weiß, dass Robert ihm stets die Wahrheit sagen wird, so unangenehm sie auch sein mag.

Hinter dem Präsidenten steht der neue Vizepräsident, Lyndon B. Johnson. Man kann sagen – und Johnson glaubt das –, dass Kennedy die Präsidentschaft nur dank dieses zähen, großgewachsenen Texaners gewonnen hat. Hätte er Johnson nicht als Kandidaten für das Amt des Vizepräsidenten gehabt, hätte Kennedy vielleicht niemals Texas und dessen unschätzbar wichtige 24 Wahlmännerstimmen für sich gewonnen. Das Duo Kennedy / Johnson gewann in Texas mit einem winzigen Vorsprung von 46 000 Stimmen – ein Kraftakt, der wiederholt werden muss, will Kennedy auch noch für eine zweite Amtszeit zur Wahl antreten.

Schließlich blickt der neue Präsident rasch zu seiner jungen Frau, die links hinter Richter Warren steht. In ihrem braungrauen Kostüm und dem dazu passenden Hut sieht Jackie Kennedy umwerfend aus. Dunkelbraunes Haar und ein Pelzkragen umrahmen ihr makellostes Gesicht. Ihre bernsteinbraunen Augen strahlen vor Aufregung; sie zeigt nicht die Spur von Müdigkeit, obwohl sie bereits seit vier Uhr früh auf den Beinen ist. Bei den Vorfeiern zur Amtseinführung, die von Prominenten wie Frank Sinatra und Leonard Bernstein ausgerichtet wurden, war reichlich Alkohol geflossen.

Jackie war schon lange vor dem Ende der Partys in ihr Haus in Georgetown zurückgekehrt, aber ohne ihren Mann. Als John schließlich kurz vor vier Uhr nach Hause kam, fand er seine Frau wach vor, da sie viel zu aufgeregt war, um zu schlafen. Während weiter Schnee auf die steckengebliebenen Fahrzeuge und die improvisierten Freudenfeuer entlang der Straßen von Washington fiel, sprach das junge Paar an diesem frühen Morgen noch lange miteinander. Er erzählte ihr von dem späten Dinner, das sein Vater gegeben hatte, und sie unterhielten sich aufgeregt über die Zeremonie zur Amtseinführung. Es würde ein außergewöhnlicher Tag werden, und viele solcher Tage sollten noch folgen.

John F. Kennedy weiß sehr wohl, dass die Öffentlichkeit Jackie anbetet. Erst letzte Nacht, als die Menge auf den verschneiten Straßen Washingtons versucht, einen Blick auf die Kennedys in ihrer Limousine zu erhaschen, bat der designierte Präsident den Chauffeur, die Innenbeleuchtung des Wagens anzuschalten, damit die Leute seine Frau sehen konnten. Jackies Glamour, ihr Stilgefühl und ihre Schönheit haben ganz Amerika in Bann geschlagen. Sie spricht fließend Französisch und Spanisch, raucht heimlich Kette, aber nur Filterzigaretten, und trinkt lieber Champagner als Cocktails. Wie ihr Mann hat Jackie ein umwerfendes Lächeln, aber im Gegensatz zu ihm ist sie introvertiert. Menschen außerhalb ihres engsten Kreises traut sie kaum.

Trotz ihres glamourösen Image hat Jackie Kennedy in den sieben Jahren ihrer Ehe bereits große Tragödien erlebt. Ihr erstes Kind verlor sie noch während der Schwangerschaft, und das zweite, ein Mädchen, war eine Totgeburt. Aber sie hat auch zwei gesunde Kinder zur Welt gebracht, Caroline und John jr., und den phantastischen Aufstieg ihres schneidigen jungen Gatten vom Lokalpolitiker in Massachusetts zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erlebt.

Die Trauer liegt nun hinter ihr, die Zukunft sieht grenzen-

los und prachtvoll aus. Kennedys Präsidentschaft scheint dazu bestimmt – um den Titel eines neuen Erfolgsmusicals zu zitieren, das kürzlich im Majestic Theater am Broadway Premiere feierte –, wie das mythische »Camelot« zu werden, ein Ort, wie es »einfach keinen geeigneteren gibt, um für immer glücklich zu sein«.

»Wahren, schützen und verteidigen werde ...«

»Wahren, schützen und verteidigen werde ...«

Kennedys Vorgänger, Dwight D. Eisenhower, steht neben Jackie. Hinter Kennedy stehen Lyndon B. Johnson, Richard Nixon und Harry Truman.

Normalerweise würde der Schutz allein eines dieser Würdenträger bei einem derartigen Ereignis eine erhöhte Sicherheitsstufe verlangen. So viele von ihnen bei der Amtseinführung auf engem Raum versammelt zu haben ist für die Sicherheitsbeamten ein Alptraum.

Der Secret Service ist in höchster Alarmbereitschaft. Der 55-jährige Chef des Secret Service, U. E. Baughman, versieht sein Amt bereits seit Trumans Präsidentschaft. Seiner Meinung nach machen Kennedys Sportlichkeit und sein Hang, ein Bad in der Menge zu nehmen, den Schutz des Präsidenten so schwierig wie nie zuvor in der Geschichte des Secret Service. Baughman, drahtig und mit typischem Bürstenhaarschnitt, hat aus Sorge um die Sicherheit des Präsidenten das Podium, auf dem die Amtseinführung zelebriert wird, heute bereits dreimal untersucht. Als blauer Rauch aus dem Pult aufstieg, vor dem der Amtseid abgelegt wird, befürchtete man, es könnte eine Bombe darin versteckt sein. Doch die Sicherheitsbeamten fanden heraus, dass der Rauch vom Motor zum Heben beziehungsweise Absenken des Pults stammte. Der Motor wurde ausgeschaltet, und schon war das Problem behoben. Jetzt observieren Baughmans Agenten die

Menge. Sie sind nervös wegen des geringen Abstands zwischen den ersten Zuschauerreihen und dem Podium. Ein Fanatiker mit einer Pistole könnte den neuen Präsidenten, zwei ehemalige Präsidenten und zwei Vizepräsidenten mit fünf raschen Schüssen töten.

Baughman ist sich einer schaurigen Tatsache bewusst: Seit den Wahlen von 1840 ist der jeweils zwanzig Jahre später gewählte Präsident während seiner Amtszeit gestorben – Harrison, Lincoln, Garfield, McKinley, Harding und Roosevelt. Doch seit fast sechzig Jahren wurde dank des Secret Service kein Präsident mehr ermordet. Erst letzten Monat vereitelten die Agenten einen Anschlag auf Kennedy, als ein verbitterter ehemaliger Postangestellter plante, ihn mit Dynamit in die Luft zu sprengen. Dennoch quält Baughman eine entscheidende Frage: Ist die Serie der im Amt verstorbenen Präsidenten zu Ende, oder wird Kennedy der nächste sein?

Kennedy lacht über Befürchtungen, er könne im Amt sterben. Um zu beweisen, dass er von Omen nichts hält, hat der neue Präsident beschlossen, die ersten Nächte im Weißen Haus in Lincolns Schlafzimmer zu verbringen – vor Lincolns Geist hat er offenbar keine Angst.

»So wahr Ihnen Gott helfe.«

» ... so wahr mir Gott helfe.«

Nach Ablegung des Eides schüttelt Kennedy dem Obersten Richter Warren die Hand, dann Johnson und Nixon. Schließlich steht er Eisenhower gegenüber. Die beiden Männer lächeln einander herzlich an, aber mit eisigem Blick. Eisenhowers herablassender Spitzname für Kennedy lautet »Little Boy Blue«, trauriger kleiner Junge. Er hält Kennedy für unreif und unfähig, dieses Amt zu bekleiden, und findet es ärgerlich, dass jemand, der während des Zweiten Weltkriegs nur Leutnant war, das Präsidentenamt von einem General über-

nimmt, der die Invasion in der Normandie befehligte. Kennedy wiederum hält den alten General für einen Mann, der wenig daran interessiert ist, das in Ordnung zu bringen, was in der amerikanischen Gesellschaft falsch läuft – Kennedys wichtigstes Anliegen.

Kennedy ist der jüngste Präsident, der je gewählt wurde, Eisenhower der älteste. Der große Altersunterschied bedeutet, dass sich hier nicht nur die Vertreter zweier sehr unterschiedlicher Generationen von Amerikanern gegenüberstehen, sondern auch die zweier sehr unterschiedlicher Sichtweisen auf die USA. In wenigen Augenblicken wird Kennedy eine Antrittsrede halten, die diese Unterschiede deutlicher macht denn je.

Der 35. Präsident der Vereinigten Staaten lässt Eisenhowers Hand los. Er wendet sich langsam nach links und tritt an das Pult mit dem Präsidentensiegel. Kennedy blickt auf sein Manuskript, dann hebt er den Kopf und schaut auf die frierenden Zuschauer, die vor ihm stehen. Er weiß, sie sind ungeduldig. Die Zeremonie begann mit Verspätung, das Bittgebet von Kardinal Richard Cushing war extrem lang, und der 86-jährige Dichter Robert Frost war von der Sonne so geblendet, dass er sein eigens für diesen Anlass geschriebenes Gedicht nicht lesen konnte. Nichts, so scheint es, ist nach Plan verlaufen. Die frierenden Menschen sehnen sich nach etwas Erlösendem, nach Worten, die eine Abkehr von der politischen Stagnation in Washington signalisieren. Worte, die eine vom McCarthyismus gespaltene, vom Kalten Krieg verängstigte und immer noch unter Rassentrennung und -diskriminierung leidende Nation wieder mit sich selbst versöhnen.

Kennedy ist ein mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnete Historiker. Er hat den Preis für sein Buch *Zivilcourage* erhalten und er weiß um die Bedeutung einer großen Antrittsrede. Lange hat er an dem Text gefeilt. Erst am Abend zuvor, als er

die Lichter im Wagen einschalten ließ, um Jackie den Zuschauern an der Straße zu zeigen, las er noch einmal Thomas Jeffersons Antrittsrede – und fand im Vergleich dazu seine eigene mangelhaft. Heute Morgen stand er nach nur vier Stunden Schlaf auf und überarbeitete mit dem Stift in der Hand seine Rede immer wieder aufs Neue.

Seine Worte klingen wie ein Psalm. »Mögen nun und hier Freund und Feind erfahren, dass die Fackel weitergereicht wurde an eine neue Generation von Amerikanern, die in diesem Jahrhundert geboren, durch Krieg gehärtet und durch einen kalten und bitteren Frieden an Disziplin gewöhnt wurde – die stolz auf unser altes Erbe ist ...«

Es ist keine gewöhnliche Antrittsrede. Es ist ein Versprechen. Amerikas beste Tage kommen noch, sagt Kennedy, aber nur, wenn jeder seinen Teil dazu beiträgt. »Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann«, verkündet er mit lauter werdender Stimme, als er den entscheidenden Satz spricht, »sondern fragt, was ihr für unser Land tun könnt.«

Die umjubelte Rede wird schon bald als Klassiker ihrer Art gelten. In weniger als 1400 Worten entwirft John Fitzgerald Kennedy seine Vision der Nation. Er weiß, dass er nach dieser Rede das große Versprechen erfüllen muss, das er hier seinem Volk gibt. Er muss das Problem mit Kuba und dessen prosojetischem Führer Fidel Castro lösen. Er muss die Probleme mit einem weit entfernten Land namens Vietnam anpacken, wo eine kleine Gruppe amerikanischer Militärberater darum ringt, einer Region Stabilität zu bringen, die schon lange vom Krieg erschüttert wird. Im eigenen Land verlangen die mächtigen, verbrecherischen Mafia-Syndikate und eine die Nation spaltende Bürgerrechtsbewegung sofortiges Handeln. In seinem unmittelbaren Umfeld muss er schließlich dafür sorgen, dass die Animosität zwischen dem Attorney General Robert Kennedy und Vizepräsident Johnson, die einander verachten, ein Ende findet.

John F. Kennedy blickt auf die jubelnde Menge und weiß, dass viel Arbeit vor ihm liegt.

Aber nicht alle, die zur Amtseinführung eingeladen wurden, sind gekommen. Für die berühmten Unterhaltungskünstler, die am Abend zuvor die Partys bevölkert hatten, waren für diesen entscheidenden Moment in der amerikanischen Geschichte privilegierte Sitzplätze reserviert. Aber angesichts der Kälte und der bis in die Morgenstunden ausge dehnten Feiern beschlossen der Sänger Frank Sinatra, der Schauspieler Peter Lawford, der Komponist Leonard Bernstein und viele andere, lieber auszuschlafen und das Ereignis im Fernsehen zu verfolgen. »Ich komme dann zur zweiten Amtseinführung des Präsidenten«, lautet ihre Standardentschuldigung.

Es wird jedoch keine zweite Amtseinführung geben. Denn John Fitzgerald Kennedy befindet sich auf Kollisionskurs mit dem Bösen.

Über 7000 Kilometer entfernt in der sowjetischen Stadt Minsk hat ein Amerikaner, der nicht für John F. Kennedy gestimmt hat, die Nase gestrichen voll. Lee Harvey Oswald, ehemals Scharfschütze im U.S. Marine Corps, hat dieses kommunistische Land satt.

Oswald ist ein Überläufer. 1959, mit 19 Jahren, beschloss der schwächliche, recht gutaussehende und rätselhafte Herumtreiber, die Vereinigten Staaten zu verlassen, überzeugt, dass ihm seine sozialistische Gesinnung in der Sowjetunion alle Türen öffnen würde.

Aber nichts ist nach Plan verlaufen. Obwohl er nicht einmal einen Highschool-Abschluss vorweisen kann, hatte Oswald gehofft, an der Universität von Moskau studieren zu dürfen. Stattdessen verfrachteten ihn die sowjetischen Behörden 650 Kilometer weiter nach Westen, nach Minsk, wo ihm



*Lee Harvey Oswald bei seiner Bewerbung um die
sowjetische Staatsbürgerschaft 1959*

in einer Fabrik für Elektrogeräte ein Arbeitsplatz zugewiesen wurde.

Oswald ist gern auf Reisen, aber die Sowjets haben seinen Bewegungsspielraum stark eingeschränkt. Bisher war sein Leben chaotisch und nomadenhaft.

Oswalds Vater starb bereits vor seiner Geburt. Seine Mutter heiratete erneut und ließ sich bald darauf wieder scheiden. Marguerite Oswald hatte nur wenig Geld und zog mit dem jungen Lee häufig um – nach Texas, New Orleans und New York. Als er die Highschool verließ, um sich bei den Marines zu verpflichten, hatte er bereits an 22 verschiedenen Wohnorten gelebt und zwölf verschiedene Schulen besucht, darunter auch eine für Reformpädagogik. Dort wurden ihm von einem gerichtlich bestellten Psychiater Verslossenheit und soziale Verhaltensstörungen attestiert. Der Diagnose nach verfügte

er über »eine lebhaft Phantasie, die sich um die Themen Omnipotenz und Macht dreht, mit denen er seine gegenwärtigen Defizite und Frustrationen zu kompensieren versucht«.

1961 ist die Sowjetunion kaum der geeignete Ort für jemanden, der nach Unabhängigkeit und Einfluss strebt. Zum ersten Mal in seinem Leben steckt Lee Harvey Oswald fest. Er steht jeden Morgen auf und tritt in die Fabrik, wo er Stunde um Stunde an einer Drehbank schuftet, gemeinsam mit Arbeitskollegen, deren Sprache er kaum versteht. Von seinem Überlaufen 1959 war in den amerikanischen Zeitungen berichtet worden, weil es äußerst ungewöhnlich war, dass ein U.S. Marine – selbst ein so sowjetfreundlicher, dass ihm seine Kameraden den Spitznamen »Oswaldskowitsch« gaben – den Eid »Semper fidelis« (Stets treu) brach und sich dem Feind anschloss. Aber jetzt ist er ein Niemand, was er ganz und gar unerträglich findet. Das Überlaufen scheint ihm keine so gute Idee mehr gewesen zu sein. Seinem Tagebuch vertraut er an, dass er gründlich desillusioniert ist.

Lee Harvey Oswald hat nichts gegen John Fitzgerald Kennedy. Er weiß nicht viel über den neuen Präsidenten und dessen Politik. Und obwohl Oswald beim Militär Scharfschütze war, weist in seiner Vergangenheit wenig darauf hin, dass er für irgendjemanden außer sich selbst eine Bedrohung darstellen könnte.

Während die USA Kennedys Amtsantritt feiern, schreibt der Überläufer einen Brief an die US-Botschaft in Moskau. Seine Nachricht ist kurz und bündig formuliert: Lee Harvey Oswald möchte nach Hause zurück.